

die bisher von theologischer Seite vorliegen (vgl. übrigens auch die Bemerkungen von R. Reitzenstein, *Hist. Zeitschr.* 126, S. 1 f.). Ich glaube, niemand mit „theologischen Argumentationen“ belästigt, sondern nur die allgemein anerkannten Grundsätze methodischer Tatsachenermittlung zum Maßstab der Kritik gemacht zu haben. Dem übrigens schon nicht mehr zeitgemäßen gegenseitigen Hecheln von theologischen und nichttheologischen Forschern kann ich keinen Geschmack abgewinnen und glaube, daß die gemeinsame Sache davon nur Schaden leidet. Wir Theologen denken längst nicht mehr daran, die Geschichte des Christentums als unsere Domäne zu betrachten, und begrüßen nichts mehr als die Mitarbeit solcher, die nicht von der Theologie, sondern der Universalgeschichte herkommen. Wir glauben zwar nicht, daß sie höhere Weihen haben als wir, und brauchen uns unserer Meister nicht zu schämen. Aber sie bringen manches mit, was uns fehlt, und man könnte sich leicht über die gegenseitige Ergänzung verständigen. Es darf aber ausgesprochen werden, daß wir nun zweimal arg enttäuscht wurden, wo wir gern nur dankbar gelernt hätten: von Otto Seeck und Eduard Meyer. Denn soweit sind wir in einer Schule, von deren harter Zucht andere Fakultäten wohl nicht so wissen, doch auch zur reinen Historie erzogen worden, daß wir sagen dürfen: so, wie uns hier die Ursprünge und Anfänge des Christentums dargestellt werden, ist es — mit Ranke zu reden — eben einfach nicht gewesen.

## Kritische Bemerkungen zum Englandbuch von W. Dibelius<sup>1</sup>

Von F. Keutgen, Hamburg

Dieses bedeutende Buch ist in sich selbst ein Problem. Der Gedanke zu ihm entstand im Kriege: Die Deutschen kannten ihren Hauptfeind nicht. Und doch: was war nicht in Deutschland über England geschrieben worden! Seine Literatur, seine Kunst, seinen Volkscharakter, seine Einrichtungen. Seit Generationen, seit Herder und Goethe, hatte kein Volk so redlich um die Kenntnis der anderen Völker gerungen wie das deutsche.

Dibelius ist sich des Dilemmas wohl bewußt: läßt sich überhaupt ein fremdes Volkstum verstandesmäßig begreifen? Allein, es bleibt kein anderer Weg, als der immer genauerer Beobachtung, weiter verfeinerter Analyse.

1) Wilhelm Dibelius, *England*, Bd. I und II. XV, 422 S.; 276 S. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig und Berlin, 1923.

Vielleicht springt auf wiederholtes Klopfen der Born der Intuition, die zum Handeln befähigt, schließlich doch hervor!

Was auf diesem Wege zwecks politischer Belehrung zu erreichen ist, das hat der Verfasser in weitem Maße geleistet. Systematische Darstellung der Haupteinrichtungen des Landes als solide Grundlage: die Staatsverfassung (Parteien, parlamentarische Regierung, Verwaltung, Rechtspflege, Presse); Religion und Kirche; Erziehung. Dies der Inhalt des zweiten bis letzten der vier „Bücher“. Keinen Augenblick läßt Dibelius dabei seinen Hauptzweck außer Augen: durch Beziehung jedes Einzelnen zum Ganzen den Sinn des Einzelnen wie des Ganzen dem Leser zu eröffnen. Die Wirtschaft hat sich mit einem Kapitel des ersten Buches begnügen müssen, zusammen mit einer geschichtlichen Einleitung und einer hier schon vorweggenommenen Schilderung des Volkscharakters. Schlußbetrachtungen klingen aus in einem politischen Bekenntnis.

Statt im Einzelnen auf all' das hinzuweisen, was das Buch an trefflichen Einsichten — dem, worauf es ja ankommt — bietet, liegt es in der Aufgabe der Kritik, Wünsche auszusprechen mit Bezug auf Dinge, die sie in einer neuen Auflage anders gestaltet sehen möchte. Dies aber scheint mir sich begreifen zu lassen unter dem Verlangen nach noch schärferer Einstellung auf das Historisch-Politische und in diesem Sinne Genetische. Hätte Dibelius das Ganze diesem Gesichtspunkt, was vielleicht schwer war, straffer untergeordnet, so würde er seinem Ziel politischer Belehrung wohl noch näher gekommen sein. Es würde sich dann erst wieder einmal recht zeigen, wie Geschichte und Politik als Ursache und Zweck für das Ganze des Lebens schlechthin bestimmend sind. Dibelius arbeitet zu sehr mit gewissen, ein für allemal feststehenden Grundfaktoren, aus denen sich alle Erscheinungen ableiten lassen sollen. Er beachtet nicht immer genug die Einwirkung der politisch-geschichtlichen Faktoren der einzelnen Zeiten. Auch die synchronistischen Vergleiche mit den Zuständen anderer Völker kommen zu kurz. Besonders wäre zur Erforschung der Wesensursprünge das englische Mittelalter gründlicher heranzuziehen gewesen. In keinem Lande wirkt ja das Mittelalter so sehr nach. Die englische Kulturgeschichte gewissermaßen erst mit Elisabeth anzufangen, ist daher ein entschiedener Methodenfehler. Nur vom Mittelalter her wird vieles noch aus der neuesten Zeit erst in die rechte Perspektive gerückt, werden sonst augenscheinliche Widersprüche ausgeglichen.

Mit Recht betont Dibelius immer wieder die Rolle der Religion im englischen Leben (bes. II, S. 69ff., 78f.), die Stärke der „religiös-ethischen Tradition“. Merkwürdig aber die Behauptung, diese sei „nicht heimisches Gewächs“. „Zu einer bewußten Kraft des englischen Lebens“ sei „das Christentum erst geworden im Puritanismus, in der Reformation“ (II, S. 211). Wie war es dann mit den Glaubenskämpfen schon zwischen Heiden und Christen im Zeitalter der Bekehrung? Wie mit dem Missionsfeuer gegenüber den Deutschen gleich

nach der eigenen Bekehrung? Wie stand es mit so manchem angelsächsischen König, der seine Tage in Rom im Kloster beschlossen hat; mit der Stiftung des Peterspfennigs? Und der „reformatorische Antrieb“, der von Wycliffe ausging, soll „nahezu wirkungslos verpufft“ sein (II, S. 211)? Nach allgemeiner Annahme hat er weiter gewirkt trotz systematischer Verfolgung, bis die Reformation ihm wieder Luft machte. Hier rächt sich die Vernachlässigung des politischen Moments. Was würde aus der deutschen Reformation geworden sein, wenn sie sich einer gleich starken, aus politischen Gründen ihr feindlichen Reichsregierung gegenüber gesehen hätte? Man braucht nur an ihr Schicksal in Bayern und Österreich zu erinnern! Wie erklärt sich anderseits der Puritanismus selbst? Doch wohl nur aus einer Veranlagung, die von alters im Volke vorhanden war!

Doch auch das Wesen englischer Religiosität und englischer Ethik sind nicht so fein und tief erfaßt, wie ich möchte (z. B. II, S. 7). „Erst eine höhere Stufe der Entwicklung lehrt unter religiösen und ethischen Einwirkungen egoistische und altruistische Motive des eigenen Handelns einigermaßen sondern. In England ist die Zahl der Menschen, die dazu instande sind, unendlich gering“ (II, S. 201). Im Gegenteil! Die Selbstzergliederung nach ethischen Motiven gehört nach meiner Erfahrung dort weit mehr als bei uns zum Hausbestande der Bildung und der Erziehung. Da liegt die tiefste Wurzel des Cant! Im Menschen, der, der ethischen Schwäche seiner Motive sich bewußt, dennoch sein praktisches Ziel nicht fahren zu lassen vermag.

Ähnlich verhält es sich mit der Beurteilung anderer großer geistiger Strömungen. „Den großen Kulturbewegungen des Mittelalters gegenüber zeigt man eine niederdeutsch-angelsächsische Zurückhaltung: der Minnesang weckt in England nur ein ziemlich kümmerliches Echo, die Kreuzzugidee ein noch geringeres“ (I, S. 10). Wie war es vergleichsweise in Italien? In der Heimat des Latein bildete sich später als anderswo die neue Volkssprache, die Trägerin einer neuen Dichtung werden konnte. Und die Kreuzzüge bedeuteten für die Halbinsel kaum mehr als Geschäftsgewinn der Hafenstädte. England dagegen, das rein germanische, hatte sich zwar am frühesten eine neue Literatur in eigener Sprache geschaffen; aber zur Zeit des Minnesanges war die herrschende, die gebildete Schicht, die allein Trägerin der neuen Dichtung hätte sein können, in England volksfremd, französisch. Das einheimische Schrifttum kroch am Boden. Dieselben Momente wirkten ein, wenn auch schwächer, auf die Beteiligung an den Kreuzzügen. Zur Zeit des ersten und echtsten Kreuzzuges, ein Menschenalter nach der normannischen Eroberung, existierte ein englisches Volk, das sich hätte beteiligen können, kaum noch. Und doch sind nicht wenige „Angli“, darunter der flüchtige Edgar Etheling, der Fahne Herzog Roberts von der Normandie nach dem heiligen Lande gefolgt. Zur Zeit des zweiten Kreuzzuges lag England mitten im Bürgerkrieg. Gleichwohl hat eine Flotte niederdeutscher

und englischer Pilger nach kühner Fahrt und nach Eroberung des noch maurischen Lissabon den in Syrien Kämpfenden willkommene Hilfe gebracht. Daß nur „einige“ Ritter Richard Löwenherz gefolgt seien (I, S. 28), trifft auch nicht zu. Und ganz zuletzt noch hat Eduard I. als Thronfolger in Palästina Lorbeeren errungen. Die beredteste Sprache aber sprechen die zahllosen Grabdenkmäler von Kreuzrittern in Kathedralen wie Dorfkirchen Englands und der Kult, der mit ihrem Gedächtnis noch heute getrieben wird.

Aber auch abgesehen von der Frage politischer Einwirkungen scheint mir die Abschätzung englischer Kulturleistungen vertiefter Durchdenkung bedürftig. Gewiß hat viel von dem, was Dibelius über englische Massenkultur sagt, Berechtigung (II, S. 200 ff.). Allein das wahre Land demokratisch-philiströser Unkultiviertheit ist, soviel ich sehe, Frankreich: das Frankreich außerhalb von Paris. Man lese darüber Taine, *Histoire de la Littérature anglaise*, Bd. V, cap. 6, § 2. Doch selbst in Paris nivelliert der bon goût mehr noch als in England der common sense; die großen Talente gedeihen unter seiner Herrschaft, nicht die alles überragenden singulären Geister. Und so erscheint auch das über die drei großen Kulturwellen Gesagte, von denen keine aus England stammte (II, S. 212), etwas willkürlich. Soll auf Bonifaz, Alkuin und ihre Zeitgenossen, ohne die die gesamte fränkische und deutsche Kultur nicht denkbar wäre, nicht zurückgegriffen werden, so darf man doch fragen: was wäre Luther ohne den englischen Nominalismus (von dem D. kein Wort sagt!)<sup>1</sup>, was die französische Revolution ohne die englische Aufklärung? Unter den „Kulturwellen zweiten Ranges“ aber scheinen mir wenigstens die Konzeption des Grundsatzes des Freihandels und die grundsätzliche Verdammung der Sklaverei für alle Menschen, wozu weder die Kirche noch die amerikanischen Verkünder der Menschenrechte oder die Girondisten sich haben aufschwingen können, eher den Namen großer „Weltbewegungen“ zu verdienen, als die Romantik der Volksballade oder gar die Wohnkultur von Ruskin und Morris (II, S. 212). Und wenn Dibelius meint, die Leistungen der großen englischen Naturforscher, Techniker und Erfinder seien zunächst „mehr Fluch als Segen für die Menschheit gewesen“, ehe sie von auswärts mit innerem Gehalt erfüllt wurden (II, S. 212 f.), so glaube ich, daß dieses Diktum ruhigerer Überlegung nicht standhalten wird.

Durch eine andere Einstellung in all diesen Dingen muß das Gesamtbild auch von dem heutigen England sich wesentlich verschieben. Nicht minder aber gilt das von einer Berichtigung der Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung Englands im Mittelalter. Vor allem verführt den Verfasser das Dogma von dem ausgesprochenen Urbauertum der Angelsachsen dazu, einem Irrtum zu huldigen, der freilich ver-

1) Zu diesen und anderen Beziehungen zwischen Deutschland und England sei auf das so betitelte Buch Albert Haucks (1917) hingewiesen; vgl. ZKG. N. F. I, S. 431. (Die Redaktion.)

breitet ist: daß erst seit Elisabeth die Engländer ein Seevolk geworden seien. „Auf die See hat er sich erst hinausgewagt, als es von 1570 an dort etwas Wesentliches zu verdienen gab“ (I, S. 139). Wie sollten sie, die über die Nordsee nach England gekommen, Jahrhunderte vorher als Seeräuber gefürchtet, ihren Charakter so völlig geändert haben? Man vergleiche nur Alfreds Flottenrüstungen gegen die Wikinger und ihren Erfolg mit denen im Frankenreich. Im 11. Jahrhundert unterstützte Edward der Bekenner mit seiner Flotte Kaiser Heinrich III. gegen Flandern. Nicht nur die Eroberer Lissabons, auch Richards Heer ist größtenteils zur See von der Heimat nach Syrien gefahren, während die Italiener noch lange nicht die umgekehrte Reise gewagt haben. Bezeichnend genug, daß Eduards I. Schiffe vor Tunis einem Sturme widerstanden, dem die im Mittelmeer gebauten erlagen! Nicht erst bei Sluys 1340 (I, S. 60), schon 1214 bei Damme, 1293 bei Mahé haben englische Flotten französische geschlagen. Fahrten in die spanische Kolonialsphäre verbot (nach Gabottos Entdeckung von Labrador 1497) unter den ersten Tudors die Politik. Aber schon 1553 gelang die Entdeckung der Dwina-Mündung. Und wie war es mit Frobisher, Davis, Baffin, Hudson? Die Vorzugsstellung der Deutschen Hanse in England wieder hatte politische Gründe. Überhaupt bedarf die ganze Darstellung des englischen Handels im Mittelalter gründlicher Korrektur nach Josef Hansens klassischem Aufsatz<sup>1)</sup>. Auch hat England keineswegs erst nach der Reformationszeit angefangen, seine Wolle selbst zu verwerten (I, S. 52); vielmehr schon seit Mitte des 14. Jahrhunderts fing seine Tuchausfuhr erfolgreich an mit Flandern zu konkurrieren. Und Cromwell soll den niederländischen Handel nahezu völlig vernichtet haben (I, S. 57, 60)? Noch über ein Jahrhundert später hat Adam Smith ihn und die niederländische Reederei für bedeutender eingeschätzt als die englischen! Noch fundamentaler aber ist die Verknennung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Englands im Vergleich mit dem Festland, wenn es (I, S. 124) heißt: „Während nun aber in den meisten europäischen Ländern die Frondienste allmählich verschwunden sind und ein freier Bauernstand sich gebildet hat, ist in England die Abhängigkeit der kleinen Bauern vom Lord of the Manor immer stärker geworden.“ Vielmehr sind gerade in England die Frondienste bereits im Laufe des 15. Jahrhunderts „allmählich verschwunden“, während sie in Deutschland und Frankreich erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert von Staats wegen aufgehoben worden sind. Nur standen in England, weil an Stelle des persönlichen, patriarchalischen Bandes ein rein wirtschaftlich begründetes Pachtverhältnis getreten war, die Bauern jetzt hilflos den Grundeigentümern gegenüber ohne Schutz durch eine über beiden stehende Regierung. Immerhin: hier hatte das jedem Briten eigene

1) Josef Hansen, Der englische Staatskredit unter König Eduard III. (1327—1377) und die hansischen Kaufleute. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des kirchlichen Zinsverbotes und des rheinischen Geldgeschäftes im Mittelalter (in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. XVI, 1910, S. 323—416).

Freiheitsbewußtsein eine sehr reale Grundlage gefunden, die dem Verfasser entgangen ist (I, S. 58f.). Ein Mehr- oder Mindermaß politischer Rechte fällt weniger ins Gewicht.

Wie hier die wirtschaftliche Entwicklung, so ist aber auch das grundlegende politische Problem, das Verhältnis zu Frankreich nicht richtig aufgefaßt, wenn es heißt: „Kriege ... bedingt ... durch den nackten Herrscher- und Eroberungstrieb der angelsächsischen Rasse“, — auch abgesehen davon, daß Könige und Barone kaum dieser Rasse waren (I, S. 28)<sup>1</sup>. Man kann doch Heinrich II. und Eduard I., zwei der größten Monarchen des Mittelalters, unmöglich als „unruhige Abenteurernaturen“ abtun<sup>2</sup>. Die Sache liegt viel einfacher. Das berechtigte Streben der französischen Könige, die allzugroßen Lehen einzuziehen, zwang ebenso unvermeidlich die Könige von England, ihren angestammten festländischen Besitz gegen jene ihre Lehnsherren zu verteidigen und schließlich selbst nach Frankreichs Krone zu greifen. Von dem ihrem Herzen nächsten Ziel, ihr Inselreich auszubauen, wurden sie dadurch unheilvollerweise immer wieder abgezogen! Über diesen Punkt lesen wir dann: „Schottland hat sich gefügt, aber Irland nicht“ (I, S. 32). In Wahrheit hat gerade Schottland sich nicht gefügt. Trotz allen inneren Gegensätzen, den Fehden der Clans untereinander, der keltischen oder piktschen Hochländer gegen die angelsächsischen Tiefländer — hierher gehört auch das Gemetzel von Glencoe (I, S. 31), mit dem kein Engländer etwas zu tun gehabt hat, — hat Schottland seinem Nachbar die einheitliche Front geboten, hat sich behauptet und schließlich gleich zu gleich einen Vertrag geschlossen. Irland dagegen in ewiger Selbsterfleischung hat selbst den Feind ins Land gerufen. Es hat nie wie Schottland einen Staat gebildet, eine eigene Regierung anerkannt, mit der der Gegner ein bindendes Abkommen hätte treffen können; wenn es aber doch einmal so schien, dann erneuten neue Parteigänger das Chaos, — wie bis auf den heutigen Tag. Die Insel rechtzeitig ganz zu unterwerfen, reichten die Kräfte der in Frankreich beschäftigten Plantagenets nicht; aber auch nachher blieb sie gegen England das freilich nicht immer willige Werkzeug Frankreichs und — Roms! Die spätere Geschichte, namentlich die der englischen Wirtschaftspolitik im 18. Jahrhundert liest sich in dem maßgebenden Werke von Bonn (Die englische Kolonisation in Irland, 2 Bde., 1906) doch wesentlich anders als bei Dibelius. Ferner bedeutete ja gerade die Union, mit was für Mitteln auch immer sie dem Dubliner Interessentenparlament abgerungen werden mußte, den Bruch mit der bisherigen Politik, den ersten Schritt zur „Versöhnung“, richtiger die Aufnahme in die eigene Interessengemeinschaft. Unrichtig ist auch, daß England „keine

1) Auch der Zwischensatz, der die wirtschaftliche Seite betrifft, lautet bei dem angezogenen Felix Salomon, Der britische Imperialismus, S. 22, doch wesentlich anders.

2) Übrigens war Johann von Gent nicht der Großneffe, sondern der Bruder des schwarzen Prinzen.

einzigste Weltverkehrslinie Irland auch nur anlaufen“ ließ (I, S. 34). Vielmehr sind die großen englischen Überseelinien stets Queenstown angelaufen; freilich die Deutschen duldeten man angesichts der politischen Spannung „kurz vor dem Kriege“ dort nicht. Daß es aber unsinnig gewesen wäre, für Amerika bestimmte englische Waren zur Verladung erst nach Limerick oder Galway zu schicken, muß wohl selbst dem Laien einleuchten.

Auch zur Darstellung der englischen Kolonialpolitik ließe sich manche Korrektur beibringen, wodurch sich der Gesamteindruck verschieben würde. Hier nur eins: nicht durch einen „riesigen“, sondern gerade durch einen winzigen „Apparat von englischen Beamten“ (I, S. 67) verwaltet England Indien; die große Mehrzahl der Beamten sind Eingeborene! Daran erkennt man das Wesen des englischen Systems überhaupt! Darin aber liegt auch die Gefahr, — wenn einmal diese Vielen sich zu jenem passiven Widerstand bekehren sollten, den vorzugsweise die unter ihren Landsleuten predigen, denen kein Amt zugefallen ist.

Indessen ich will nicht weiter Beispiele häufen. Ist es auch zu bedauern, daß Irrtümer und, wie mir wenigstens scheint, unrichtige Auffassungen in um so weiteren Kreisen Verbreitung finden werden, je wertvoller der Hauptkörper des Werkes, die Darstellung der heutigen Verhältnisse, je lesbarer es geschrieben und je angesehener der Name des Verfassers, so müssen wir um so mehr unsere Hoffnung darauf richten, daß er recht bald in einer zweiten Auflage Anlaß nehmen wird, sie zu verbessern.

Wird nun das Buch sein Ziel erreichen? Wird es wirklich die politische Erziehung der Deutschen fördern? Werden nicht auf Grund des neuen Materials gerade auch unsere jungen Historiker, die künftigen Erzieher zur Politik, nur neue Theoreme spinnen? Eins darf man erwarten: Wer dies Buch gründlich liest, der muß fallen lassen die jetzt oft beliebte Konstruktion: westeuropäisch-demokratische „Zivilisation“ gegen mitteleuropäisch-deutsche, wohl gar aus dem Osten inspirierte „Kultur“. So scharf Dibelius mit Recht die Gegensätze deutschen und englischen Wesens herausarbeitet, so klar tritt die Geschlossenheit der englischen Kultur in sich zutage, also auch gegenüber der französischen. England ist nicht demokratisch, sondern in Struktur, Sitten, Denkweise durchaus aristokratisch, wie Dibelius mit Recht immer wieder betont. Das Demokratische dort ist nur moderne Form. Aber auch den Schwärmern von einer Kontinentalpolitik, einem französisch-deutsch-russisch-japanischen Bunde gegen das Angelsachsen-tum wird in Dibelius' Schlußbetrachtungen gebührende Warnung zuteil: „Wir haben stets in der Zange der größten Militärmächte Europas gesessen“, einerlei ob das östliche Zangenglied Rußland heißt oder Polen (II, S. 215). „Fremde Hilfe ist niemals uneigennützig. Zunächst ist es das Wichtigste, daß sie kommt“ (II, S. 214; vgl. S. 226). Und ferner: „Es steht nicht ein einheitliches Angelsachsen-tum einer einheitlichen

übrigen Welt gegenüber“, „weil . . . Interessen Amerikas immer eine französisch - amerikanische Gegenströmung gegen England schaffen“ (II, S. 227). Dies letzte unterstreiche ich besonders: England wirbt wohl um Amerika seit Dilkes „Greater Britain“; Amerika aber kennt nur seinen eigenen Weg.

Auf Dibelius' bemerkenswertes innerpolitisches Schlußbekenntnis will ich nur hinweisen. Doch, wenn er meint, „im großen und ganzen hat der Deutsche einen natürlichen Instinkt dafür, seine eigenen Interessen und die seiner Nachbarn miteinander auszugleichen“ (II, S. 206), so muß ich dazu ein Fragezeichen machen. Die Standeseifersucht — Ritter gegen Städte —, die landschaftliche Eigensucht, der Neid des Nächsten gegen den Nächsten, die unsere Geschichte beherrschen, bezeugen leider das Gegenteil. Das „*sum cuique*“ hat dem Deutschen erst durch eine aufgeklärte Regierung auferlegt werden müssen. Auch hierauf soll jene politische Erziehung, die Dibelius fordert, ihr Augenmerk richten, neben Stärkung des Willens, Selbständigkeit des Charakters: Glauben — bescheidenen an sich selbst, starken an unser Volk.